Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 38

Artikel: Im Auto durch Palästina und Transjordanien [Fortsetzung]

Autor: Kellersberger, Armin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645317

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bauten die Gafner mit den übrigen Bergleuten ihre schmalen Aeckerlein, schnitten ihr Heu hart am Abgrund, hüteten ihr Milchvieh auf Vorsaßweide und Alpstaffel, verarbeiteten dessen Milch zu Käse und Butter und stiegen nur auf den halsbrecherisch-steilen Weglein zu Tal nach Merligen oder Unterseen, wenn der Austausch ihrer Erzeugnisse auf dem Markt oder andere dringende Geschäfte es verlangten. Doch konnten die Gafner eine stolze Tradition ihres alten Geschlechts, die Neigung und Befähigung zur Teilnahme an den öffentlichen Geschäften, an den Geschicken der Gemeinde nie ganz verleugnen. Beatenberg hatte auch ein Kirchlein oben auf dem Berg erhalten. Es ist sicher nicht zufällig, daß von 1575 an bis zur Aufhebung dieser Behörde anno 1874 stets Angehörige der Gafner im Chorgericht saßen. Ebenso fungierten Männer dieses Namens je und je als Obmänner der Gemeinde, als Mitglieder der „Vierer" und des später daraus hervorgehenden Gemeinderates, als Sekelmeister, Ortsschreiber und andere Dorfbeamte. Auch der langsam zu Ansehen und Beachtung aufsteigende Lehrstand fand Vertreter unter den Gafnern. Viele Jahrzehnte wirkte um die Mitte des 19. Jahrhunderts in hohem Ansehen, mit großem Segen Schulmeister Gottlieb Gafner, der bei der ältesten Generation der noch Lebenden im besten Andenken steht. Sein Sohn, Herr alt Lehrer Daniel Gafner, lebt noch in hohem Alter, aber in unverminderter körperlicher und geistiger Frische nach reichlichem und wohlausgefülltem Lebenstagewerke in Bern. Neben ihm zogen im 19. Jahrhundert viele seines Namens vom Beatenberg herab, wandten dem herben und rauhen Sennen- und Bergbauernleben, das seine Leute kaum noch ernährte, den Rücken, ergriffen andere Berufsarten, oder kauften Heimwesen im untern Bernerland und darüber hinaus. So leben Hunderte der Gafner und Gaffner nicht nur in Thun, rings um den herrlichen See, im Bergland ob der Zulg, sondern auch im Mittellande, in der Bundesstadt, bis in die ernsten Juratäler hinein und an den sonnigen Gestaden des Genfersees, außerhalb unserer Grenzen in Frankreich und England, ja bis in ferne Zonen jenseits des Ozeans und an den Küsten Afrikas, der verschiedensten Lebensarbeit obliegend. Daß die Liebe zu militärischer und staatsmännischer Betätigung nicht völlig erstorben ist in den Nachfahren der alten zen Gaffinen, beweisen zwei noch unter uns lebende Vertreter des Geschlechts: Herr G. Gafner, ehemals Bankkassier in Thun, wo er verschiedene Ehrenämter der Einwohner- und Burger-

Familienwappen des Geschlechtes Gafner.

gemeinde bekleidete, nun als Bankdirektor hochgeschätzt in Bern, stieg im Militär bis zum Obersten der Infanterie, und sein Sohn, Dr. jur. Max Gafner, Fürsprecher in Bern, sitzt seit einer Reihe von Jahren im Großen Rat des Kantons Bern und wurde letzten Herbst durch das Vertrauen des Volkes in unsere höchste Landesbehörde, den Nationalrat, berufen.

So möge dieser schlichte Gedenkartikel all den vielen im Lande zerstreuten Gafnern als Gruß aus alter und ältester Heimat und als Band der Zusammengehörigkeit erscheinen. Der Vollständigkeit halber tragen wir noch nach, daß die zen oder von Gafinen im 15. und 16. Jahrhundert verschiedene Wappen amtlich führten, so u. a. im silbernen Schild eine rote Rose und ein rotes Herz, beidseits der Mitte zwei goldene Sterne. Ferner ein roter Adler in goldener oberer Schildhälfte, eine rote Rose in der untern silbernen Schildhälfte.

Im Auto durch Palästina und Transjordanien. 5

Skizzen und Bilder von Armin Kellersberger.

(Fortsetzung.)

Jerusalem — Jericho — Totes Meer — Jordan Transjordanien.

Prachtvoll ging am 18. April um 5¼ Uhr die Sonne auf über den Höhen des Oelbergs. Mit ihren ersten Strahlen dringt in unser Gemach in der Casa nuova, der gastlichen Pilgerherberge der Franziskaner, das Krähen des Hahns, das ungeachtet der winzig kleinen Eier der hiesigen Hühnchen noch ebenso laut ertönt wie seiner Zeit im Hof des hohenpriesterlichen Palastes. Damit vermischt sich das I—aah-Geschrei der in der Morgenfrühe aus allen Dörfern hereinkommenden, mit Feldfrüchten hochbepackten Esel und das heisere Bellen von Hunden, obwohl ein großer Teil dieser frühern Straßenreiniger von den Engländern durch Gift beseitigt und durch staatliche Reinigung der Bazarstraßen ersetzt wurde. Das alles und das bald darauf einsetzende Geläute vieler Glocken machte uns ein längeres Verbleiben hinter dem Moskitonetz zur Unmöglichkeit. Umsomehr, als es gilt, heute mit unserm Dragoman, einem zum Christentum übergetretenen, rotbefezten Araber, und mit unserm ebenso zuverlässigen als freundlichen Chauffeur, einem aus der Bukowina eingewanderten Juden, die große Reise nach Transjordanien zu machen.

Um 8 Uhr 30 fahren wir beim französischen Spital ab. Es geht die Suleimanstraße hinunter, außerhalb des Damaskustores der hohen Stadtmauer entlang und um den Storchturm zum westlichen Fuß des Oelbergs, wo wir in die nach Bethanien hinaufführende Fahrstraße einbiegen. Im Vorbeifahren wird der Garten Gethsemane besucht, in der Meinung noch einmal in der Abendstille hieher zu wallfahrten, sobald es ohne die mit dieser heiligen Stätte unvereinbaren Hast geschehen kann.

Der Gethsemanegarten der Lateiner, d. h. der Katholiken vom römischen Ritus, gehört den Franziskanern und macht im farbenfrohen Schmuck seiner Blumenbeete voll Rosen, Levkojen, Rosmarin, seinen Cypressen und seinen mit Steinen umdämmten alten Oelbäumen, hinter hohen Mauern und Eisengittern, den Eindruck eines wohlgepflegten Herrschaftsgartens. Er macht — um die Worte eines meiner Reisekameraden zu gebrauchen — „einen etwas allzu gepützelten Eindruck". Zu uns, die wir mit der Vorstellung hieher kamen, statt eines so niedlichen, fröhlichblühenden Gartens, aus dem uns von den freundlichen Franziskanern Blumensträuße überreicht wurden, eine in düstere Schatten gehüllte Stätte vorzufinden, vermochten eigentlich nur die ernsten Cypressen und die altehrwürdigen, im Kampf ums Dasein geborstenen Oelbäume aus der Tiefe schmerzlicher Erinnerungen zu sprechen. Denn wenn auch die 7—8 Oelbäume, von denen die Tradition behauptet, sie stammen aus der Zeit Jesu, schwerlich Zeugen der Todesangst Christi waren, so sind in ihnen doch die

Nachkommen der von Titus und Hadrian einige Jahre nach der Kreuzigung umgehauenen Bäume zu verehren, unter denen der Herr trauerte, zagte und „betrübt war bis in den Tod."

Der Garten Gethsemane, wo Jesus Christus in der Nacht vor seiner Gefangennahme ruhte.

Dem Besuch des Gartens Gethsemane und der daneben stehenden, trotz ihrer Einfachheit pompös und prunkhaft wirkenden Kirche, schließt sich die Besichtigung des etwas oberhalb der römisch-katholischen Besitzung liegenden Gartens Gethsemane der russisch-orthodoxen Kirche an. Er versetzt uns, weil etwas verwildert, fast besser in die Erinnerungsstimmung des Gethsemaneereignisses als der wohlgepflegte Gethsemanegarten der Franziskaner. Daran vermochte, so freundlich es war, auch das Geleite der beiden Kapuziner nichts zu ändern, das damit endete, daß am Ausgang jedermann ein kleines Traktat mit einem Oelbaumblatt aus dem Garten Gethsemane als Erinnerung überreicht wurde. Jedesmal, wenn man das Gebet, das in diesem Traktat gedruckt ist, betet, bekommt man hundert Tage Ablaß.

Zur russisch-orthodoxen Kirche hinauf, die im reichen Glanz von sieben goldenen Zwiebelkuppeln prunkt, führen einige Treppen. Oben, auf der Höhe des Portals der Kirche, bot sich uns eine ebenso entzückende als unvergeßliche Aussicht über das lateinische Gethsemane, das Kidrontal und auf das im hellen Strahl der Morgensonne herübergrüßende Jerusalem. An die Besichtigung der russischen Gethsemanekirche reiht sich der Besuch des Grabes der Maria, das im Besitz der russisch-katholischen Kirche ist. Neben dem Grabe der Maria befindet sich noch eine Erinnerungsstätte, nämlich die Höhlen, worin die Jünger in jener denkwürdigen Nacht geschlafen haben.

Nach dem Besuch dieser heiligen Stätten setzen wir dem Abhang des Oelbergs entlang, durch die jüdischen Gräberstätten unsern Weg nach Jericho fort und erreichen nach kurzer Fahrt Bethanien. Wir besuchten es auf der Rückreise und konnten uns dabei lebhaft vorstellen, warum Jesus diesen einst so lieblichen Ort, fern vom Geräusch der Stadt, gern zu seinem Lieblingsaufenthalt gemacht hatte. Hier verweilte er mit Vorliebe im Hause des Lazarus und seiner frommen Schwestern Maria und Martha, hier wirkte er eines seiner größten Wunder, er erweckte Lazarus von den Toten. Bethanien (El Azârie = der Lazarusort), ein armes, kleines, muslimisches Araberdorf, idyllisch in eine Einbuchtung des Oelbergs geschmiegt, besteht jetzt nur noch aus öden Ruinen, umrahmt von einigen Oel- und Feigenbäumen. Von den Kirchen, die sich einst über dem Grabe des Lazarus, den Häusern Simeons, Marias und Marthas erhoben, sind nur noch elende Trümmer vorhanden.

Hinter Bethanien fängt die Gegend an, recht langweilig und öde zu werden; kein Ort ist mehr zu sehen, Berge und Täler sind von der Sonnenhitze ausgebrannt, kein Gräslein grünt, kein Baum gibt kühlenden Schatten. Unterwegs, tief im Wâdi el Hod, d. h. im Tal des Tränkeplatzes, kommen wir zur Apostelquelle, der das heilige Apostelwasser entquillt. Es ist der einzige Brunnen zwischen Jerusalem und Jericho und deshalb jedenfalls auch von den Aposteln benützt worden. Die Gegend wird immer trostloser und wüster, weit und breit ist keine Siedelung, kein Mensch zu sehen, nur hie und da etwa ein berittener Vertreter der heiligen Hermandad, denn unsicher war dieser Weg von jeher und leicht könnte es einem passieren, unter die Räuber zu fallen, wie der Mann in der bekannten Erzählung des Herrn.

Wie leicht man tatsächlich ein derartiges Abenteuer erleben könnte, beweist die Begegnung, die wir auf der Rückfahrt zum Jordan, unweit Es-Salt hatten. Da tauchten plötzlich auf flinken Pferden zwei sehr vornehm aussehende arabische Reiter auf, drängen sich, uns scharf fixierend, an unser Auto heran, und — verschwinden ebenso plötzlich, als sie erschienen waren, indem sie ihre Pferde blitzschnell herumwerfen und mit mächtigem Sprung rechts seitwärts auf den Abhang setzen. Während der Chauffeur Vollgas gab, erklärte uns der Dragoman, daß diese Reiter ausgebildete Räuber seien, die vor keinem Ueberfall zurückscheuten und sich selbst an die größten Kamelkarawanen heranwagten, vor Autos aber Respekt hätten. Wie dem auch sein mag, so kam uns der Annäherungsversuch der beiden Beduinen an unser Auto und ihr plötzliches Verschwinden höchst verdächtig vor. Aber so unangenehme Folgen die Geschichte unter Umständen hätte haben können, gaben wir uns doch dem romantischen Zauber dieses Intermezzos nicht ungern hin. Vielleicht war das unsere Rettung. Denn in dieser Gemütsverfassung — die etwelche Berechtigung eigentlich nur bei jener Reisegefährtin hatte, die wohlweislich alle ihre Wertsachen im Hotelzimmer in Jerusalem zurückließ — haben wir offenbar die schönen Söhne der Wüste als eine zur Stimmung der Landschaft passende Staffage mit so unverkennbar großem Wohlgefallen begukt, daß sie ganz verdutzt davonstoben.

Wohl steht Mitte Weges, zwischen Jerusalem und Jericho, der Chân Hadrûr, nach der Tradition die Herberge des barmherzigen Samariters (Luk. 10, 34), aber sie sieht nicht gerade vertrauenerweckend aus, obwohl über ihrem Eingang in vielen Sprachen geschrieben steht: „Herberge zum guten Samariter". In zahlreichen Windungen gleiten wir abwärts. Plötzlich fallen die Berge ab, frei, immer freier und umfassender wird die Aussicht auf die Au von Jericho und vor uns liegt, 400 Meter unter dem Meeresspiegel, also 1200 Meter tiefer als Jerusalem (800 Meter ü. M.), die große Jordanebene. Nun geht es über den Keltbach, nach der Tradition der Bach Krith, denn Gott sagte zu Elia: „Gehe weg von hinnen, und wende dich gegen Morgen, und

verbirg dich am Bach Krith, der gegen den Jordan fleußt" (1. Könige, 17. 3). An großartigen, ruinenhaften Wasserleitungen aus der Zeit Herodes d. Gr. vorbei gelangen wir zu den Ruinen von Jericho, der ehemaligen Palmenstadt. Hier, in dieser einsamen, aber prächtigen Wildnis, wo zum Teil in vernachläßigten, zum Teil wieder in gut gepflegten Gärten jetzt noch massenhaft Palmen, Bananen, Orangen, Zitronen gedeihen, hat einst eine hohe Kultur geherrscht; hier standen in üppigen Gärten Paläste, Theater, Tempel und stattliche Wohnungen, hier gedieh die Jerichorose, die jetzt noch im En-Gedi vorkommt; in den Tagen Josuas wurde Baumwolle gepflanzt (Jos. 2, 6), es grünten Palmgärten, reiften Datteln, es bestanden Zuckerrohrpflanzungen, die Balsamstaude, wegen deren Düfte Jericho „die Duftende" genannt wurde, verbreitete ihren Wohlgeruch, Maulbeerfeigenbäume (Sykomoren) bildeten Straßenalleen wie heute noch in Kairo, die fettesten Gefilde Judäas waren hier, hier das „gelobte Land, wo Milch und Honig floß".

Im Jahr 70 n. Chr. erlitt die Stadt ihre erste Zerstörung durch Vespasian, im Jahr 138 wurde sie unter Hadrian neu aufgebaut, aber von den Persern und Arabern wieder verwüstet. Unter der Herrschaft der Kreuzfahrer erstand ein neues Jericho. „Heute ist kein Stein auf dem andern." Zerfallene Gebäude stehen noch da und dort, wie die sog. Zuckermühlen; trümmerhafte Ueberreste von römischen Wasserleitungen und Straßen erzählen dem Wanderer vom einstigen Jericho. Unmittelbar neben den Schutthügeln des alten Jericho entquillt der Erde die Elisaquelle, eine der wenigen, nie versiegenden Süßwasserquellen im heiligen Lande, von Elisa durch eine Schale Salz trinkbar gemacht (2. Kön. 2, 19—22). Unter den Bergen, die sich in einem imposanten Halbkreis im Westen, in steilem, von vielen schluchtartigen Erosionstälern durchbrochenem Aufbau erheben, zeichnet sich der ob der Elisaquelle liegende etwa 500 Meter hohe sogenannte Berg der Versuchung, der Quarantanaberg (Dschebel Karantal) aus. Hierher versetzte die Ueberlieferung die Versuchung des Heilandes durch den Satan, und man muß zugeben, daß die Felsenhöhlen dort oben weltfern genug sind für den, der die Einsamkeit sucht, um unerreicht von den Stürmen der Welt und des menschlichen Treibens als stiller Hausgenoß der Tiere (Mark. 1, 13) sich in die Gedanken Gottes zu versenken. Wie hoch die stumme Kreatur durch den Umgang mit dem Herrn geadelt wurde, kommt uns hier besonders innig und lebensvoll zum Bewußtsein bei der Erinnerung an J. V. Widmanns epische Dichtung: Der Heilige und die Tiere, worin Jesus Christus die Versuchung, sich der Tiere allein und nicht der Menschen zu erbarmen, besiegt durch die Kraft jener tiefen Erfahrung, von der es am Schluß des Gedichtes heißt:

„Ihr lehret Eines mich, ihr schlichten Guten:
Sich selber treu sein und unschuldig bluten."

Jericho, die alte Königsstadt in Kanaan (Jos. 2, 2), von deren Mauern erzählt wird, sie seien vom Posaunenblasen der Israeliten umgefallen (Jos. 6, 20), ist jetzt ein schmutziges Dorf von 300 Einwohnern, namens Er-Riha, die „Duftende". Die schlechten, über Schutthaufen aufgebauten Hütten bilden nichts als vier Wände, hergestellt mit ungebrannten, an der Sonne getrockneten Lehmziegeln oder mit Steinen aus den alten Ruinen und gedeckt mit einem flachen Dach von Maisstengeln oder Baumstämmchen und dergleichen. Daneben fehlt es aber nicht an größern Gebäulichkeiten, und vier Touristenhotels halten ihre Pforten offen, so daß hier kein Mangel ist an guter Unterkunft.

(Fortsetzung folgt.)

12

Jack London / Südseegeschichten.

(Copyright by Universitas DVAG, Berlin.)

Mauki.

(Schluß.)

Es war unmöglich, den weißen Mann nicht zu beleidigen, der schon durch das bloße Vorhandensein eines andern beleidigt zu sein schien. War Mauki still, so wurde er geschlagen und ein trotziges Biest genannt. Sprach er, so wurde er geschlagen, weil er widersprach. War er ernst, so beschuldigte Bunster ihn eines Komplotts und verprügelte ihn im voraus; bemühte er sich, heiter zu sein und zu lächeln, so wurde ihm vorgeworfen, daß er seinen Herrn und Meister verspotte, und er kriegte den Stock zu schmecken. Bunster war ein Teufel. Das Dorf hätte ihn längst abgetan, wenn es sich nicht der Lehre von den drei Schonern erinnert haben würde. Trotzdem hätte man ihn abgetan, wenn man in einen Busch hätte fliehen können. So wie die Dinge lagen, mußte die Ermordung des weißen Mannes oder überhaupt irgendeines weißen Mannes ein Kriegsschiff bringen, das die Angreifer tötete und die kostbarsten Kokosbäume fällte. Das ganze Sinnen und Trachten der Bootsleute ging darauf aus, ihn zufällig ertrinken zu lassen, wenn der Kutter einmal das Unglück hatte, zu kentern. Aber Bunster achtete darauf, daß der Kutter nicht kenterte.

Mauki gehörte einer andern Rasse an, und da ein Entweichen unmöglich war, solange Bunster lebte, war er entschlossen, den weißen Mann umzubringen. Aber das Dumme war, daß er nie eine Gelegenheit dazu finden konnte. Bunster war immer auf seiner Hut. Tag und Nacht waren ihm seine Revolver geladen zur Hand. Er erlaubte keinem, ihm in den Rücken zu kommen, was Mauki entdeckte, nachdem er mehrmals zu Boden geschlagen war. Bunster wußte, daß er von diesem gutmütigen Malaita-Burschen mit der sanften Miene mehr zu fürchten hatte als von der ganzen Bevölkerung von Lord Howe, und das erhöhte den Genuß an dem Folterprogramm, das er ausführte. Und Mauki war vorsichtig, fand sich in seine Strafen und wartete. Alle andern weißen Männer hatten seine Tambos geachtet. Nicht so Bunster. Maukis wöchentliche Tabakration betrug zwei Stück. Bunster gab sie seiner Frau und befahl Mauki, sie aus ihrer Hand entgegenzunehmen. Aber das ging nicht, und so blieb Mauki ohne Tabak. Auf die gleiche Weise mußte er auf manche Mahlzeit verzichten und manchen Tag hungrig bleiben. Er erhielt den Auftrag, ein Ragout aus den großen Muscheln zu kochen, die in der Lagune wuchsen. Das konnte er nicht, denn Muscheln waren Tambo. Sechsmal hintereinander weigerte er sich, die Muscheln zu berühren, und sechsmal wurde er fast zuschanden geschlagen. Bunster wußte, daß der Bursche eher sterben würde, er nannte seine Weigerung Meuterei und würde ihn getötet haben, hätte er einen andern Koch gehabt. Eine der liebsten Belustigungen des Händlers bestand darin, Mauki bei den krausen Locken zu packen und mit dem Kopf gegen die Wand zu stoßen. Eine andre war, daß er Mauki unerwartet ergriff und ihm das brennende Ende einer Zigarre ins Fleisch drückte. Das nannte Bunster impfen, und Mauki wurde viele Male in einer Woche geimpft. Einmal riß Bunster in der Wut den Tassenhenkel aus Maukis Nase, wobei er den Nasenknorpel glatt zerriß.

„Oh, was für eine Visage!" lauteten seine Worte, als er den angerichteten Schaden betrachtete.

Die Haut eines Hais ist wie Sandpapier, die Haut eines Rochens aber wie eine Feile. In der Südsee benutzen die Eingeborenen sie als Raspel, um Kanus und Ruder zu glätten. Bunster hatte einen aus Rochenhaut verfertigten Handschuh. Als er ihn das erstemal an Mauki probierte, riß er ihm mit einem Griff die ganze Haut vom Nacken bis zur Achselhöhle ab. Bunster freute sich. Er ließ seine Frau den Handschuh schmecken und probierte ihn gründlich an den Bootsleuten. Die Premierminister bekamen jeder